Wilde Rose.

Von Julius Gersdorff.

Wilde Ros' am Bergeshang,
Träumerische, süße,
Spielt um dich der Maienwind,
Bringt er dir viel Grüße,
Sagt dir heimlich, still und fein,
Wilde Rose, du bist mein!

Ueber dir der Himmel weit,
Unter dir die Auen,
O, wie lieb auf Bergeshöh'
Bist du doch zu schauen.
Tief schloß ich in's Herz dich ein.
Wilde Rose, du bist mein!

Klein ist deine Hütte nur,
Liebchen, dort am Hange,
Ach, wenn ich nicht bei dir bin,
Ist mir gar so bange.
Sehnend denk ich, Süße, dein,
Wilde Rose, du bist mein!

Mein Bruder und ich.

Humoreske von Eugen Haltai.

Sei mir gegrüßt, du wildes, strahlendes Ritterthum! Mit anderen Worten, auch ich trug einstens des Kaisers Rock, wenn auch nur ein Jahr. Das Jahr ist jetzt schon hübsch lange her! Ich bin ja schon bald im Landsturm. Die damaligen Kadetten sind schon Hauptleute; die Oberste leben heute in Graz von ihrer wohlverdienten Pension. Nur Oberleutnant Thaddäus Kopferneck blieb was er war, nämlich Oberleutnant, und weiter wird er es wahrscheinlich in diesem irdischen Leben nicht mehr bringen.

Oberleutnant Kopferneck war schon damals ein alter Mann, als ich in N..... als Freiwilliger diente. Sein gewaltiger Schnurrbart spielte in's Graue, seine Augen aber blitzten voll Jugendmuth und seine Stimme donnerte; trotzdem er Infanterist war, fluchte er wie ein Husar. Wenn seine hagere Gestalt auf der Bildfläche erschien, zitterte alles vom Wachtmeister abwärts. Seine Stimme ließ sich oft schon vom Kasernenhof vernehmen, heulend und sausend wie eine Kanonenkugel. Die Strafen flogen so um ihn herum, wie die Fliegen um ein Stück Zucker. Lachen sah man ihn seit Menschengedenken nicht. Das letzte Mal lachte er, als sein Regimentskommandeur pensionirt wurde, deshalb wurde er in ein anderes Regiment versetzt.

Ich hatte unter Oberleutnant Kopferneck genug zu leiden. Was an Erbitterung in seiner Seele wohnte, das alles ließ er uns Freiwillige fühlen. Offenbar beneidete er uns darum, daß wir das Leben nur ein Jahr führten, dessen monotone Einförmigkeit ihn schon seit einem Dezennium drückte. Er verheimlichte auch seinen Haß gegen uns gar nicht und ließ uns verschwenderisch alle jene Unannehmlichkeiten zutheil werden, an denen das Soldatenleben so unendlich reich ist. Natürlich schwärmte infolgedessen keiner von uns für das Militär und wir waren denn auch im Laufe des Jahres in den militärischen Wissenschaften nicht bewanderter und an Tugenden wahrlich nicht reicher geworden.

Im Gegentheil; wo wir von den uns zugetheilten Aufgaben etwas abknappen konnten, thaten wir es mit unverhehltem Genuß; wir täuschten den Kriegsminister, wir täuschten den Herrn Oberleutnant Kopferneck unverschämt und tollkühn und zitternd, auf eine dem Manne und Soldaten nicht zukommende Art.

Unser größtes und gefährlichstes Vergnügen war, wenn wir dann und wann nach Pest hineinfuhren. Das war keine Kleinigkeit und man mußte es recht schlau anfangen, da hier nicht nur Oberleutnant Kopferneck, sondern auch der Oberst dreinzureden hatte. Doch gerade die Gefahr würzte uns diese Ausflüge, bei welchen wir alle Hilfsmittel der Romantik, die ganze Erfindungskunst großer Verbrecher und schlauer Detektivs in's Treffen führten. Von der Strickleiter bis zum falschen Bart — wir hatten das ganze Inventar der Bühne bei diesen großartigen Unternehmungen in Anspruch genommen!

Eines Tages erhielt ich einen Brief aus Pest von einem gewissen Fräulein Vera Kazan, einem schönen, blonden Mädchen, in das ich sterblich verliebt war. (Heute ist sie glückliche Mutter von fünf Kindern und nicht meine Frau.) In diesem Briefe war ein Ball erwähnt, an dem auch Vera theilnehmen sollte, folglich mußte ich auch dabei sein. Auf Grund dessen vergaß ich sofort meinen der Fahne geleisteten Eid und machte mich zur Flucht bereit. Vor allem lieh ich mir den schwarzen Anzug des Kellners Ludwig aus, der schon einige Male bei ähnlichen Anlässen von mir gebraucht wurde; dann verschaffte ich mir durch einen meiner Freunde, der Schauspieler war, einen hübschen Ziegenbart und einen ähnlichen Schnurrbart. Damit hatte ich den schwersten Theil der Aufgabe gelöst und es möglich gemacht, unbemerkt und unerkannt am Bahnhofe zu erscheinen.

Der Zufall war mir auch günstig. Der Ball sollte am Samstag Abend abgehalten werden und Samstag hatten wir zur Belohnung eines anstrengenden Wartedienstes „dienstfrei". So hatte ich denn zwei herrliche Tage der Freiheit vor mir. Samstag Nachmittag erschien ich im Anzug und Hut des Kellners mit dem Barte meines Freundes am Bahnhof, wo mehrere Offiziere unseres Regiments sich beim Bier unterhielten. Den Hut tief in die Stirn gedrückt stand ich am Perron, den nach Preßburg abgehenden Zug erwartend. Plötzlich verdunkelten sich meine Augen, mir wurde schwindlig. Herr Oberleutnant Kopferneck, mein gefürchteter Vorgesetzter, erschien am Perron. Auch er wollte nach Preßburg.

Böses Omen, böses Omen, dachte ich. Ein Römer würde an meiner Stelle zurückkehren.

Ich war aber kein Römer, ich war verliebt, also kehrte ich nicht um, um so weniger, da ich dann unbedingt dem Oberleutnant begegnet wäre. Ich rannte dem Zug entgegen, sprang in ein Coupé, schloß die Thür und warf mich auf den Ledersitz nieder, tiefen Schlaf simulirend. Erst als der Zug anfing, sich in Bewegung zu setzen, kam ich einigermaßen zu mir und athmete tief auf.

Keine Gefahr!

In Preßburg stieg ich mit unendlicher Vorsicht aus. Ich schaute mich so um, wie ein Raubmörder, dem seine Personalbeschreibung schon vorausgeeilt war. Den Oberleutnant erblickte ich nirgends und eilte daher mit leichten, elastischen Schritten dem Ausgange zu. Hier fiel mir eine Tafel mit folgenden Worten auf: „Der Wiener Schnellzug hat wegen Schneeverwehung fünf Stunden Verspätung."

Na, das ist schön — fluchte ich in mich hinein — fünf Stunden Verspätung! Da käme ich ja statt um 9 um 2 Uhr Nachts in Pest an! Da kann man nicht mehr auf den Ball, also schön zurück.

Traurig und entmuthigt blickte ich vor mich hin. Aus ist's mit dem Ball, aus mit Fräulein Vera! Am gescheidtesten wäre es, gleich nach N. zurückzukehren. Auf diese Weise mußte ich dem Glück entsagen und da fiel mir's ein, daß es doch besser gewesen wäre, Römer zu sein, und gar nicht abzureisen. Ich hatte noch so viel Zeit, um ein entschuldigendes, verzweifeltes Telegramm nach Pest abzusenden, als mein Zug auch schon pfiff. Rasch, ohne jede Vorsicht, sprang ich in den nächsten Wagen und öffnete ohne Zögern die Thür. Im Coupé saß schon jemand und dieser jemand war Oberleutnant Kopferneck. Im nächsten Augenblick dampfte der Zug schon aus der Halle.

Es war ein finsterer Winternachmittag. Im ersten Moment wollte ich zurück, doch das war leider unmöglich. Nach N..... führte nämlich eine altmodische Vizinalbahn, deren Wagen keine Gänge besitzen, sondern nur vor- und rückwärts eine Thüre. Ich mußte mich also darein schicken, bis zur nächsten Station mit ihm zu fahren. Ich zog meinen Winterrock bis zur Nase hinauf, den Hut drückte ich ebenso weit herunter und rieth in diesem Zustand zwischen Hoffnung und Zweifel hin und her, ob sich der Oberleutnant für mich interessiren werde.

In kurzer Zeit war dieses Rathen überflüssig. Der Oberleutnant, der mich beim Einsteigen gar nicht beachtete, wurde der tiefen Einsamkeit überdrüssig und begann mich forschend zu mustern. Offenbar erwog er, ob es sich der Mühe lohne, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen. Dreimal wollte er mich bereits anreden, doch immer wieder bedachte er sich und verschluckte das Wort, das ihm schon auf der Zunge lag.

„Der Herr sind mir sehr bekannt", brach endlich die Neugierde aus ihm heraus. „Sind wir uns nicht schon irgendwo begegnet?"

„Ich glaube nicht", stotterte ich äußerst verlegen.

„Ich möchte darauf schwören", setzte der Oberleutnant fort, indem er mich mit wachsender Aufmerksamkeit fixirte. „Ich habe ein gutes Auge und glaube nicht, daß ich mich irre.. Aber wo? Wo? Macht nichts! Wird mir schon einfallen!"

Diese Ermunterung entmuthigte mich vollends. Aber ich sah ein, daß die Sache so nicht weiter gehe, ich mußte etwas ausdenken, etwas sagen. Und schnell gefaßt, mit einer alles auf's Spiel setzenden Tollkühnheit, mit einer wahren Todesverachtung redete ich ihn an:

„Herr Oberleutnant, kennen wahrscheinlich meinen Bruder, der in N.. als Freiwilliger dient."

„Natürlich!" schlug sich der Edle an die Stirne, „natürlich! Aler von Erdy."

„Jawohl, und ich bin Peter von Erdy....."

„Bravo! Es freut mich wirklich. Nebenbei sei's gesagt, Ihr Bruder ist einer der größten Taugenichtse."

„Wirklich?"

„Na, so gefährlich ist's nicht! Fahren vielleicht auch nach N....."

„Ja", gestand ich mit etwas saurer Miene, „ich will eben meinen Bruder besuchen...."

„Herrlich!"

Oberleutnant Kopferneck befreundete sich immer mehr mit mir, und als wir in N..... ausstiegen, duzten wir einander schon.

„Das ist noch gut abgelaufen", dachte ich bei mir, während wir dem Ausgang zuschritten.

Draußen verabschiede ich mich hübsch von ihm und damit Schluß des Abenteuers.

„Gehen wir zusammen in die Stadt", sagte der Oberleutnant, als wir den Bahnhof verließen.

Ich schwieg ehrfurchtsvoll, doch begann ich mich etwas ungemüthlich zu fühlen.

Wird mich denn nichts von dem Oberleutnant befrei'n?...

„Das Beste ist, wir schau'n in's Kaffeehaus hinein, „ließ sich der Oberleutnant wieder vernehmen. „Um diese Zeit ist alles dort, gewiß finden wir ihn auch da...."

„Vielleicht doch nicht", wagte ich sanft zu widersprechen.

„Komm', wenn ich sag'..."

Ich ergab mich und kalter Schweiß perlte mir von der Stirne. Wir gingen in das Kaffeehaus, das voll mit Offizieren und Freiwilligen war. Ich verkroch mich bis in's Aeußerste in meinen Winterrock und blieb vorsichtig bei der Thüre stehen, während des Oberleutnants Adlerauge in dem raucherfüllten Saale — nach mir spähte.

„Hier ist er nicht", erklärte er dann. „Vielleicht im anderen Kaffeehaus...."

In N..... sind vier Kaffeehäuser. Alle viere durchforschten wir und suchten mich natürlich erfolglos

„Ich werde ihn schon finden", sagte ich zum Oberleutnant, „bemühe Dich nicht weiter..."

„Nein, nein", protestirte Kopferneck, „vielleicht noch in der Restauration.."

N..... besitzt sechs solcher Restaurationen, welche von Offizieren besucht werden. Alle sechs wurden abgesucht. In der letzten sagte der Oberleutnant: „Nachtmahlen wir hier. Dann gehen wir zusammen in die Wohnung Deines Bruders."

Davor fürchtete ich mich am meisten. Was geschieht, wenn der Herr Oberleutnant in's Zimmer tritt und meine Uniform, mein Bajonett, meine Mütze so verstreut liegen sieht, wie ich sie zu Mittag hingeworfen? Was wird geschehen, wenn er von den Hausleuten erfährt, daß ich gleich Nachmittags vom Hause fortging und bis nun noch nicht zurückgekehrt war. Hier hilft nur noch eins. Ich muß den Oberleutnant zu Boden trinken.

Das gelang denn auch, aber meine Lage verbesserte sich dadurch nicht. Im Gegentheil! Der Oberleutnant, der gewaltig schwankte, hielt sich an mir fest und sagte:

„Nun suchen wir den Taugenichts nicht mehr. Du kommst zu mir!"

Das ist unmöglich", erklärte ich entschieden.

Der Oberleutnant sah mich groß an.

„Unmöglich?" frug er langsam, „das sagst Du mir, dem Herrn Oberleutnant Kopferneck? Wenn Du noch ein Wort sprichst, schieße ich Dich nieder wie einen Hund...."

Und schon hatte er den Revolver in der Hand.

„Ich habe nichts gesagt", stammelte ich erschrocken.

„Es ist auch besser! Du bist mein Freund und schläfst bei mir. Dem Diener ertheile ich den Befehl, Deinen Bruder um 10 Uhr Vormittags in meine Wohnung zu befördern."

„O das ist überflüssig...."

„Ruhig. Morgen um 10 Uhr ist Dein Bruder bei mir..."

Was für eine Nacht ich verbrachte, davon ist besser zu schweigen. Ich schloß ein Auge, mein ganzer Genuß bestand darin, daß ich im Finstern meinen Voll- und Schnurrbart ablegen konnte.

„Bis morgen hat er's vielleicht vergessen", tröstete ich mich.

Doch vergaß er es nicht. Um sechs Uhr kam der Diener herein. Der Oberleutnant erwachte auf eine Minute.

„Du gehst zum Einjährigen Erdy und zitirst ihn auf 10 Uhr her."

„Laß doch", wagte ich zu bemerken, „ich stehe jetzt auf und gehe zu ihm."

„Wenn Du Dich rührst, schieße ich Dich nieder —", fuhr mich der Oberleutnant an.

Vernichtet sank ich in's Bett zurück.

Nach einer Viertelstunde kam der Diener zurück mit der Meldung, daß der Einjährige Erdy nicht daheim sei und auch die Nacht nicht zu Hause zugebracht habe.

Der Oberleutnant begann zu fluchen.

„Wo ist der Kerl hingekommen? Wo kann er sein? Gleichviel! Er wird sich finden!... Sei unbesorgt, er wird sich schon finden."

Damit stand er auf, verschloß die Thür, zog den Schlüssel ab, legte sich mit dem Schlüssel in der Hand wieder in's Bett und schlief ein.

Damals faßte ich zuerst Verdacht, daß der Oberleutnant meinem Märchen nicht aufgesessen, und schon längst errathen hatte, daß mein Bruder und ich — eine Person sind.

Ob dies aber wirklich der Fall ist? Gleichviel! Ich konnte nicht länger zögern. Vorsichtig stand ich auf, kleidete mich an und ging zum Tisch, wo ich auf einen Zettel einige Entschuldigungsworte und meinen Dank niederschrieb; dann sprang ich zum Fenster hinaus und rannte nach Hause. Der falsche Bart, die geliehenen Kleider verschwanden in einem Augenblick und mit ihnen mein Bruder. — Ich war wieder Solbat.

Der Oberleutnant kroch erst Abends aus seiner Bude. Im Kaffeehaus erblickte er mich und winkte mich zu sich. Mit klopfendem Herzen, wahrscheinlich etwas bleich, aber im übrigen möglichst frech blieb ich vor ihm stehen.

„Wo ist Ihr Bruder?" fragte er mich.

„Herr Oberleutnant, melde gehorsamst, schon abgereist."

„Und wo waren Sie seit gestern!"

„Herr Oberleutnant... ich....."

ich.."

Der Gestrenge sah mich mit blitzenden Augen an

„Sie... Sie... verdienten ein wenig Garnisonsarrest..." donnerte er mich an.

„Herr Oberleutnant..."

„Schweigen Sie! Dies einemal will ich's noch verzeihen, um Ihres Bruders willen, den ich sehr lieb gewonnen und der ein eben solcher Gentleman ist, wie Sie ein Taugenichts. Aber wenn sich das wiederholt, werde ich nicht mehr der Freundschaft gedenken, die mich an Ihren Bruder knüpft... Interessant übrigens, daß Sie nicht nur im Charakter, sondern auch äußerlich so verschieden sind. Ihr Bruder ist der Hübschere! Abtreten!"

Bis heute weiß ich's nicht, ob der Oberleutnant mir oder ich ihm aufgesessen!

Der Triumph der Nase.

Eine Plauderei über das Siechen von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

„Nichts Reell'res in der Welt als der Geruch, er zaubert uns im Augenblick in's Reich der Wirklichkeit," sagt Grabbe im dramatischen Gedicht „Don Juan und Faust". Er hat recht, wenn Wirklichkeit so viel als Wahrheit bedeutet. Die Nase läßt sich nichts vortäuschen, ihr Urtheil ist sicher, keinem Betrug, keinem Gaukelspiel unterworfen, sie kann mehr oder weniger empfindlich sein — es gibt „hartriechige" wie harthörige Menschen — ja, sie kann die Empfindlichkeit eines Sinnesorgans vollständig verlieren, wie es dem großen Lorenzo von Medici nachgesagt wird, aber sie läßt sich niemals beeinflussen, weder durch das Herz, noch durch den Verstand, noch durch den Willen. In der Nase liegt der Schlüssel für viele Sympathien und Antipathien, die uns unbegreiflich dünken, und gegen die wir manchmal vergebens anzukämpfen suchen. Menschen und Völker stehen in „gutem Geruch" voreinander oder können sich „nicht riechen", wie die uralte Redensart sehr richtig lautet. Durch die Nase führt eine geheime Pforte in das Reich der Erinnerung. Ungerufen, aber stark, oft überwältigend, tritt ein Bild aus der Vergangenheit vor unser inneres Auge, wenn ein Zufall die gleiche Geruchsharmonie hervorgerufen hat. Seltsame Träume, die bei abergläubischen und sensitiven Naturen die Stimmung auf das Peinlichste beeinflussen, erklären sich durch Düfte, die vielleicht nur ganz leise vorüberziehend den Schläfer berührten.

Die Macht des Geruchs ist noch wenig erforscht, wir unterschätzen seine Wichtigkeit für ein gesundes, behagliches Leben und seine ästhetische Bedeutung. Durch die Nase werden wir vor Vielem gewarnt, was schädlich und zerstörend in den Körper eindringen möchte. Je feiner der Geruch entwickelt ist, desto leichter können wir unterscheiden zwischen verdorbenen und frischen, sauberen und schmutzigen Dingen, desto sicherer ziehen wir die Grenzen zwischen Geruch und Gestank. Mit der höheren Kultur steigt diese Empfindlichkeit wie jede andere Eindrucksfähigkeit der Nerven. Dadurch erleben wir wohl manche Freude, wir genießen zarte Unterschiede im Duft der Blumen, die Naturfreude gewinnt Nuancen, von denn die vergangenen Geschlechter nichts wußten; aber wir beginnen auch unter Vielem zu leiden, an dem eine derbere Nase gleichgiltig vorübergeht.

In dem Roman „La morte de Corinthe" von Lichtenberger ist ein elegantes, griechisches Gigerl geschildert, das Volksbeglücker werden wollte, durch die Ideen seiner Geliebten begeistert. Als aber der junge Mann in das Volksgewühl kommt, in die engen Gäßchen und die übelduftenden Kneipen, da versagt seine feinsinnige Nase den Dienst, und er flieht zurück in die wohldurchduftete Welt der Bäder und Gärten. Man mag über den verwöhnten Jüngling lachen, dessen guter Wille an so äußerlichen Dingen scheiterte wie dem Geruch schlechten Essens und mangelhafter Reinlichkeit, aber, Hand auf's Herz, mancher von uns verwöhnten Kulturmenschen schaudert auch zurück vor den tabak-, käse- und bierdurchdufteten Räumen, in denen sich die Menschen der Gegenwart oft eng zusammenpferchen. Ist es nothwendig, fragt man sich dann, daß eine große Ansammlung von Leuten den Geruchsinn beleidigt? Früher hat man es entweder ertragen und als natürlich empfunden, oder man hat sich, wenn es irgend anging, von jeder Menschenmasse hochmüthig ferngehalten. Das geht heute nicht mehr; nicht nur Volksbeglücker und andere sozial denkende Männer und Frauen, auch alle, die im Geschäftsleben stehen, die reisen, ja, die sich nur unterhalten wollen, müssen untertauchen im Strudel der Menge und kommen mit ihren Nachbarn in nahe, oft allzu nahe Berührung. So drängt der Naturfortschritt naturgemäß darauf hin, die Reinlichkeit und damit die Geruchlosigkeit des Einzelnen möglichst zu verbreiten. Aber dieses Ideal ist in absehbarer Zeit kaum zu erreichen, denn manche Arbeit und mancher Beruf lassen sich von üblen Gerüchen nicht trennen. Aber auch sonst wird unsere Nase seit dem Jahrhundert der Erfindungen auf immer schlimmere Proben gestellt. Durch den Fabrikschornstein wird die Luft der Großstadt verpestet, Gas und Tabaksqualm durchdringen die Wohnungen, und auf der Straße wirkt das vorüberrauschende Automobil auf den Geruchsinn der Fußgänger, so daß die Annonce einer Automobil-Fabrik ganz recht hatte, die nach bekanntem Muster mit den Worten begann: „Stinke selbst!"

Wenn es sich in der gebildeten Welt auch von selbst versteht, daß Niemand die Nase des Anderen beleidigt, so hat doch Jeder seinen kaum merkbaren spezifischen Geruch, auf dem Sympathien und Antipathien beruhen, dem sogar — wie eine allerdings recht profaische Theorie behauptet — die „Liebe auf den ersten Blick" ihren Ursprung verdankt. Wir scheuen noch vor diesem Gedanken zurück, denn die Kunst des Riechens ist nicht so entwickelt wie die Kunst des Sehens und Hörens, denen Malerei und Skulptur, Dichtung und Musik ihre Wundergaben weihen. Nur in Japan besteht die feinste Blüthe der Geselligkeit darin, in zierlich abgestimmten Räumen zum Thee die Gäste mit süßen, bedachtsam ausgewählten und harmonisch wechselnden Parfüms zu erfreuen. In der modernen Literatur hat Huysmans, der Freund seltener Genüsse, den Werth und die Bedeutung der eingelnen Düfte geschildert, um einzudringen in ihren Einfluß auf unser Seelenleben. Solcher Einfluß ist noch wenig ergründet, aber wir unterliegen ihm unbewußt und können uns nicht vor den Stimmungen verschließen, die uns die Nase gebieterisch aufdrängt.

Es hat immer Menschen gegeben, deren Geruchsinn besonders fein ausgebildet war, sonst hätte man den Göttern, die doch das Sinnbild menschlicher Vollkommenheit darstellten, keine Räucheropfer dargebracht. Der Gott des Alten Testaments liebte den Rauch gebratenen Fleisches, starke Wohlgerüche dufteten in den Opferschalen zu Ehren der indischen Götter, und in den Tempeln der Olympier wurde bereits Weihrauch zu den Zeiten Homers gebrannt. Ein mystischer Zustand, den narkotische Gerüche hervorriefen, fiel in verschiedenen uralten Kulten Seher und Seherinnen, ehe sie ihre Weissagungen aussprachen. Auch in der christlichen Kirche beschäftigten sich hervorragende Mystiker mit dem Geruchsinn. So schrieb die heilige Katharina von Siena, daß sie die einzelnen Sünden nach dem Geruch unterscheiden könne. Als sie nach dem lebensdurstigen Rom kam, sprach sie sich deutlich darüber aus, daß die Sünde „gewaltig gen Himmel stinke, und daß die Ansteckungsgefahr groß für die Menschen sei". Luther hat dies Gleichniß in seinen Schriften wieder aufgenommen. In der neuesten Zeit trat die höhere Empfindlichkeit des Geruchsorgans in den Vordergrund der Erörterungen, als Professor Gustav Jäger seine Theorie über die „Entdeckung der Seele" bekannt gab. Nach Ansicht dieses Gelehrten sind es die verschiedenen spezifischen Duftstoffe in der Ausdünstung von Mensch und Thier, die Affekte, Triebe und Instinkte ausdrücken und hervorrufen. Danach sollen sich Charakter und Gemüthszustand aus dem Geruch des Einzelnen erkennen lassen. Jedenfalls hat der Gelehrte durch Erfindung des „Jägerhemdes" dazu beigetragen, daß der spezifische Geruch des Einzelnen leider oft recht vernehmbar in Erscheinung tritt.

Aenlich wie mit Tönen und Farben geht es mit den Düften. Es gibt Harmonien und Dissonanzen für das Auge, das Ohr und für die Nase. Starke, aufdringliche Parfüms stören zum Beispiel im Orient weit weniger als im Westen. Theer und Hering fallen uns in einem Fischerdorfe ebenso wenig auf wie der Bierdunst in einer Münchener Brauerei, wie der Geruch frischen Düngers in einem Bauernhofe. Was wir als natürlich empfinden, was unzertrennlich von seiner Umgebung erscheint, wirkt für den denkenden Menschen weder verletzend noch peinlich, wenn es auch mit dem persönlichen Geschmack in Widerspruch steht. Die Sympathie oder Antipathie, die wir für Städte, Gegenden oder Nationen empfinden, gleicht jener, die uns dem Individuum gegenüber befällt. Sie wurzelt in der Nase, denn jener spezifische Geruch, den der Einzelne und seine Beschäftigung ausstrahlen, verdichtet sich für Gegenden, Städte und ganze Länder zu einem Fluidum, das man vielleicht mit dem Ausdruck „Nationalparfüm" bezeichnen könnte. Wem der Geruch von Zwiebeln und heißem Oel, von Käse und frisch gewaschener Wäsche unleidlich dünkt, der wird den Völkern des europäischen Südens niemals mit gerechtem Verständniß gegenübertreten. Er kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß eine Civilisation, deren Resultate ihm so feindlich zur Nase steigen, der feinigen bedeutend nachstehen muß. Und wer den Geruch von eingeschlossener Luft und nassen Kleidern, von fettem Essen und Alkohol nicht vertragen kann, der wird nie das Leben und den Daseinskampf eines nordischen Volkes liebevoll erfassen und den Mann mit festen, geschmierten Stiefeln immer für einen Barbaren halten. Je feiner sich das Nervensystem entwickelt, desto stärker, desto unerbittlicher treten die Unterschiede für die Nase hervor, und es ist kein Zufall, daß sich die Empfindlichkeit der Sinne im gleichen Jahrhundert mit der Empfindlichkeit für das Nationaleigenthümliche der Völker entwickelt hat. Die Geruchstheorie Professor Jägers läßt sich in mancher Beziehung auf das Fluidum anwenden, das entweder abstoßend oder anziehend von Stadt zu Stadt, von Land zu Land auf unsichtbaren Wellen getragen wird.

Aber nicht nur Menschen, Völker, Länder und Städte haben ihren eigenen unnachahmbaren, unabweisbaren Geruch, auch Stätten, die durch lange Zeit einem bestimmten Zwecke dienen, sind von einem unverkennbaren Parfüm durchdrungen, auch wenn dieser Zweck selbst gar nichts mit scharfriechenden Substanzen zu thun hat. Das Wort, das Götz von Berlichingen in der Gerichtsstube von Heilbronn den Rathsherren entgegnet: „Da unten soll ich mich hinsetzen. Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern wie überhaupt die ganze Stube." Dies Wort faßt den Eindruck zusammen, der sich von Gerichten und amtlichen Bureaus nicht trennen läßt, mögen die Paläste auch noch so prachtvoll, die Räume auch noch so reinlich gehalten sein. Begegnen wir einer Schaar von Knaben und Mädchen, die im Internal leben und spazieren geführt werden, so glaubt sich unsere Nase mitten in der blühenden Natur plötzlich in den engen Schulsaal versetzt. Die armen Kinder tragen den „genius loci" mit sich herum und wandeln als stiller Vorwurf gegen die Abgeschlossenheit der modernen Pädagogik durch Wiese und Wald. Die Nase ist unsere beste Mahnerin auf dem Fortschrittswege der Hygiene und Kultur. Sie ist vielleicht das Organ, in dem der Sinn für soziale Grenzen am stärksten ausgebildet ist. Der Haß der Stände gegen einander ist mehr als einmal in der Dichtung durch Verachtung ihres spezifischen Geruchs ausgedrückt. Perch, der derbe Kriegsmann in Shakespeare's König Heinrich IV., spottet über die parfümirten Prinzen und Hofherren, die den Geruch der Schlacht nicht vertragen können. Schiller macht in Kabale und Liebe den Hofmarschall von Kalb schon dadurch lächerlich, daß er von seinem Auftreten sagt: „Er breitet einen Bisamgeruch durch das ganze Parterre," und in den „Armeleutedramen" vom Ende des 19. Jahrhunderts ist viel vom unvermeidlichen „Eß- und Bettgeruch" kleiner Wohnungen die Rede. Dieses Unvermeidliche vermeidlich zu machen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der modernen Welt.

Es handelt sich nicht mehr darum, wie in vergangenen Jahrhunderten, den schlechten Geruch durch ein Parfüm zu übertäuben, sondern seine Ursachen zu bekämpfen und möglichst aus der Welt zu schaffen. Martial d'Auvergne erzählt von einem Liebeshof in den „Arresta amorum", zu dem sich alle Theilnehmer so reizvoll wie möglich hergerichtet hatten. Da heißt es von den Richtern und Klosterfrauen: „Ihre Kleider rochen so stark nach Myrrthen und Moschus, daß man sich ihnen nicht nähern konnte, ohne zu niesen."

Vor solcher Irreführung scheut die modern gebildete Nase gewaltig zurück. Entfagend findet sie sich in die Prüfungen, die ihr von der Industrie auferlegt werden, aber dem Nebenmenschen gegenüber steht sie auf dem Standpunkt des bekannten Verfassers von „Mein System", daß er möglichst geruchlos sein solle, um einen angenehmen Verkehr zu ermöglichen. Wir müssen allzu oft miteinander „in drangvoll fürchterlicher Enge" leben, um unserer Individualität in dieser Beziehung die Zügel allzu frei schießen zu lassen.

Popularität.

Es war einmal ein Mann, der wollte populär sein. Und er begann freundlich mit allen Leuten zu sprechen, interessirte sich für die geringsten Kleinigkeiten und lachte laut und deutlich über die dümmsten Witze. Er behauptete niemals eine eigene Meinung, fand alles sehr klug und gescheidt, was die Anderen sagten und thaten. Er gab ohne Weiteres zu, ein Ignorant zu sein. Beim Zusammentreffen mit anderen Leuten vergaß er nie, ihnen zu erzählen, daß sie viel besser aussehen als das letzte Mal. Die ungezogensten Rangen fand er entzückend, und den verblühten Tanten machte er mehr Komplimente als den wirklich schönen jungen Mädchen, denen ohnehin von Allen geschmeichelt wurde. Den bedürftigen Freunden lieh er Geld, wenn sie ihn darum ersuchten. Im Trinken und Rauchen brachte er es zu höchster Vollkommenheit, denn er war in zwölf Vereinen Vorstands-, Ehren- oder gewöhnliches Mitglied. Dabei mußte er natürlich seine Familie vernachlässigen; aber als er starb, priesen ihn alle Nachrufe, und als Quintessenz alles Lobes klang es aus jedem: „Er hatte keinen Feind!"

— Aus der Gesellschaft.

„... Ich hörte eben, daß sich der Baron von seiner reichen Frau schon wieder scheiden lassen will!" — „Ja — er war auch nur in momentaner Geldverlegenheit!"

Skalpjäger in Frankreich.

Oft schon hat man sich darüber gewundert, woher es kommen mag, daß die ländliche Bevölkerung des südlichen Frankreichs an die Stelle ihrer originellen und kleidsamen Bauerntracht längst moderne Kleidung gesetzt hat, während man im Norden und im Herzen des Landes noch allgemein, vor allem bei den Frauen und Mädchen der Bretagne, der Auvergne und des Limousin, dem heimathlichen Bauernkostüm zu begegnen pflegt. Die ländliche Schöne des Südens trägt fast überall schon ihren echt Pariser Modehut statt des buntseidenen Kopftuches, das ihr früher ein so frisches, kokettes Ansehen gegeben hatte. Die Bretonin und Auvergnatin dagegen hält noch heute mit wahrhaft erstaunlicher Zähigkeit an ihrer eingeborenen Kopfbedeckung, der eng anschließenden Haube, fest.

Die Erklärung für diese immerhin auffallende Erscheinung bildet zugleich ein interessantes Kapitel französischer Kulturgeschichte. Frankreich ist bekanntlich das Vaterland der Perücke, der künstlichen Nachbildung des natürlichen Haarwuchses. Unter König Ludwig XIII. von Frankreich war letztere in den verschiedensten Formen, insbesondere als „Allongeperücke", die in langen Locken bis zur Mitte des Rückens herabfloß, hierzulande allgemeine Modetracht gewesen. Trotzdem aber die Mode im 18. Jahrhundert außer Gebrauch kam, gibt es noch in unseren Tagen außerordentlich viele Franzosen — und Französinnen, die falsches Haar unterm Hute tragen, mehr als in irgend einem anderen Lande der Erde. Sobald ihr Haar licht oder grau zu werden beginnt, nehmen sie ihre Zuflucht nicht erst lange zu allerhand unbequemen und unwirksamen Färbemittelchen, sondern greifen vielmehr gleich zur künstlichen Flechte, zur Perücke. Friseure, Perückenmachen und Aufkäufer von Menschenhaar machen infolgedessen hier glänzende Geschäfte und haben oft alle Hände voll zu thun, um der Nachfrage in ihrem Artikel zu genügen. Wer aber hat die Kosten dieser so allgemein bei den Franzosen verbreiteten Koketterie vor allen Dingen zu tragen? Es sind die jungen Mädchen der Bretagne, der Auvergne, des Limousin und zum Theil auch Schwedens.

Die Bretagne liefert vorwiegend den Bedarf an braunem Haar, Auvergne und Limousin die helleren Farben, und Schweden das germanische Blond. Händler und Hausirer wandern in den genannten Gegenden jahraus, jahrein, von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt, wie richtige Skalpjäger; sie schneiden den Töchtern der Bauern, denen sie Tuchreste, werthlose Schmuckfachen oder etliche Groschen baaren Geldes dafür in Tausch geben, die dicken, schweren Doppelzöpfe vom Kopfe; mit ihrer leicht errungenen Beute ziehen sie dann, einmal im Jahre, nach der alten französischen Bischofsstadt Limoges, wo im Laufe des Monats Juni ein origineller Haarmarkt, die „Foire aux cheveux", abgehalten zu werden pflegt. Die Mädchen, die ihren schönen Haarschmuck der Scheere jener Skalpjäger zum Opfer brachten, verhüllen hinterher ihr kahlgeschorenes Haupt unter festanschließenden Hauben. Auf diese einfache und natürliche Weise erklärt sich das große Geheimniß, weshalb die ländlichen Volkstrachten sich im Gebiete jener Haaraufkäufer länger als anderswo erhalten haben und weiter erhalten werden.

Humor im Kriege.

Von dem großen Schweiger Moltke erzählt Hans Blum folgende Anekdote, die zeigt, daß die strenge militärische Ordnung und Unterordnung, die zumal im Felde herrschen muß, doch den Humor nicht ganz ausschließt. Die preußische Gardelandwehr, aus älteren Leuten bestehend, stellte die Ehrenwachen beim König und beim Generalstabe und vertrieb sich in den Mußestunden gern die Zeit durch theatralische Vorstellungen. Moltke wohnte mit seiner Umgebung eines Abends einer solchen Aufführung bei, unterhielt sich köstlich und ließ sich einen Unteroffizier vorstellen, der in einer Person Dichter, Hauptdarsteller und Regisseur war. In streng dienstlicher Haltung, die Hände an den Hosennähten, Augen scharf rechts, trat dieser Mann mit ernstem Gesichtsausdruck an den General heran.

„Das war sehr nett; wie heißen Sie denn?" fragte Moltke gütig.

„Zu Befehl, Exzellenz, Schulze."

„Wo sind Sie denn her?"

„Sechs Stunden von Potsdam, Exzellenz," lautete die etwas weinerlich betonte Antwort, da Potsdam in Berlin so viel wie Krähwinkel bedeutet, ein Potsdamer so viel wie ein armseliger Kleinstädter.

Moltke lächelte und fragte weiter mit Berliner Accent: „So — sechs Stunden von Potsdam? Wie heißt denn der Nest?"

„Berlin, wenn Sie et noch nich kennen, Exzellenz!"

Der Feldherr und sein ganzer großer Generalstab brachen in lautes Lachen aus über die mit unerschütterlich-dienstlichem Ernst abgegebene Antwort des Schalks.